



Schreib mich nach Hause



Ein Wort. Esc-Taste. Ein Wort. Esc-Taste. Ein Wort, ein Satz.

Ein Absatz. Eine Seite, ein Kapitel.

Ein Anfang vom Ende.

So oder so ähnlich beginnt meine wissenschaftliche Schreibe, die – so hoffe ich zumindest – in meine Masterarbeit münden wird. Ein Text entsteht und gleichzeitig lässt er etwas enden. Meine Arbeit ist eine Art geschriebener Klappendeckel, der diese 8 Semester mit einem geballten Intermezzo an angesammelter fachlicher Expertise mitsamt der persönlichen Bereicherung durch all das Gelesene und all dem Gedachten feierlich einbindet und kompakt zusammenhält.

Meine Unikarriere lässt sich wie folgt zusammenfassen: Begonnen als Bücherwurm im Freelancer-Modus, beendet als Vollzeit-Nerd im Endstadium, der vor all dem Wissen gestapelt in den vollgestopften Bibliotheksregalen noch nicht kapituliert hat. Fach: Klar, wie soll es anders sein: Literatur, gewürzt mit einer ordentlichen Prise Sozialwissenschaften. Soll heißen, eine Menge Psychoanalyse für die Gesellschaft, Politik und Schlaumeierei. Meine Abschlussarbeit daher: natürlich interdisziplinär. Was genau dieses Wort bedeutet, ist mir auch nach all den Semestern nicht klar geworden – gemeint ist wohl so etwas wie fachübergreifend. Dabei frage ich mich ständig, ob es überhaupt Fächer gibt, die nicht übergriffig sind. Meiner

Meinung nach enthält ein einzelnes Wort, ein einsamer Satz, ein staubiges Buch bereits so viele Teile der Welt, dass jede einzelne Komponente schlicht und ergreifend bereits die Welt ist, oder? Wie soll ich einen Buchstaben ansehen und dabei lediglich an den winzigen Kosmos denken, der hochtrabend von Dozenten als literaturwissenschaftlich angesehen wird? Wohl am besten mit Augen zu. Aber nun, zurück zum Thema. Das Thema also wie bereits erwähnt (interdisziplinär): Therapeutisches Schreiben. Mein Ziel war somit gesetzt und konnte ohne Weiteres als kleiner (winziger) Schritt für die Wissenschaft, aber ein großer (nahezu riesiger) Schritt für mich behauptet werden. Im Mittelpunkt meiner Abschlussarbeit sollte eine Frage stehen, die mich jeher beschäftigte und dessen Antwort ich schon seit langem wusste. Kann Schreiben heilsam sein? Ist es möglich, dass Literatur all die zersplitterten Seelenteile wieder zusammensetzt? Und wenn ja, wie tut sie das? Ist Text eine Art Alles-Kleber in seelischen Belangen oder geht es mehr darum, die zerfallenen Anteile unserer Selbst wieder neu zu formatieren, sodass sie ein neues, aber wunderschönes Ganzes ergeben, das wir uns von allein nie gewagt hätten. Nun gut, Schluss jetzt mit dem philosophischen Getue. Meine wissenschaftliche Abfassung zu dieser Thematik steht. Liegt mittlerweile fertig auf dem Schreibtisch, wartet darauf, dass man (in diesem Fall zwei Dozentinnen, die unterschiedlicher nicht sein könnten) darüber richtet. Aber noch, ... noch kann ich sie nicht abgeben, nicht einreichen, nicht dieser harten Begutachtung unterziehen. Da ist eine Blockade. Es fehlt noch etwas. Und ich meine damit: Es fehlt nichts im Text. Nein, es fehlt etwas in mir. Diesen Lebensabschnitt kann, will und darf ich nicht beenden, bevor ich diesen letzten Beweis über die Wirkungsmacht des Schreibens und Lesens nicht an mir selbst belegt habe. Es mag nach spiritueller Erleuchtung klingen. Das mag dich abschrecken. Dann mach das Buch zu.

Hier wartet keine sinnvoll arrangierte Geschichte mit ordentlicher Erzähldramaturgie auf dich. Hier wartet gar nichts auf dich. Nichts des folgenden Buches hat einen logischen Sinn. Manches ist real, autobiografisch, hervorgeholt aus dem, was man *gemein*hin Seelenabgrund nennt. Manche Gefühle und Gedanken hingegen sind so grausam, schwer aushaltbar und noch nicht bereit, über ein Komma zu fallen oder durch einen Punkt aufgehalten zu werden. An diesen Stellen steht: einfach nichts. Dieses Buch ist ein Projekt, der Versuch einer Kooperation, zwischen mir und den Worten, denn wir alle sind auf der Sinnsuche und brauchen jemanden, der uns dabei an die Hand nimmt und die große weite Welt zeigt. Mir ist es daher ein Bedürfnis, meinen Worten die Weiten des Textes zu zeigen und gegen die Leere im Herzen und die Leere auf weißen Seiten anzuschreiben. Dabei gilt es, in gewisser Weise einen Ort zu finden, an dem der Gehalt des Fortgangs meiner eigenen Geschichte noch frei ist. Genau dort muss man mutig sein, die Worte einfangen, sie in die richtige Reihenfolge setzen, sie füttern und Gedanken von einer in die andere Ecke schieben oder halt von unten nach oben. Wer sich diesem Wagnis stellt, muss bereit dazu sein, Satzgefüge zu basteln und sie bei jedem kleinen Fehler in sich zusammenfallen zu sehen, ohne sie retten zu können. Ich will verwirren, weil ich verwirrt bin. Was manchmal mit dem Wort *weise* und manchmal mit der Bemerkung *verrückt* kommentiert wird. Mir egal. Ab und zu, wenn mir alles zu viel ist, dann habe ich vielleicht Glück. Beim Schreiben kommt ein Komma vorbei, es schreit, dass es übrig sei. Ich darf es also liebevoll an eine Stelle in meiner Buchstabenescalation setzen und habe ganz, ganz kurz Zeit für einen Atemzug,

– eine Gedankenpause. Denken ist wichtig und doch im Leben und in der Gesellschaft oft Mangelware (habe ich das Gefühl). Doch es gilt ein solches Zeichen, eine solche Spur,

einen Hinweis nur mit Bedacht zu legen. Denn ein weinendes Komma ist nichts als ein Semikolon und wird all das, was ich in meinem Text ausdrücken wollte, vielleicht in ein falsches Licht rücken. Pass auf, denn Semikolons tropfen von einer in die nächste Zeile, bis der ganze Text versaut ist.

Willst du das?

Wichtig ist jedoch auch, daraufhinzuweisen, dass manches, das in mir brodelte, noch nicht bereit dazu war, sich darauf zu reduzieren, von nun an – anstatt in mir – in einem Satz zu wüten. Vielleicht bin ich feige, vielleicht aber auch einfach poetisch. Die Lösung lag daher nahe. Passagen dieser Lektüre sind demnach fiktional, die Figuren verfremdet, manchmal mache ich aus zwei Menschen oder zwei Tagen einen und gelegentlich verhält es sich umgekehrt. Dann wird aus zwei Wochen oder zwei Begegnungen einfach eine. Bei diesem ganzen Prozedere war ich ziemlich genial. Vielleicht aber auch einfach wahnsinnig. Daher brauchst du dir keine Mühe zu geben herauszufinden, was tatsächlich wahr und was meiner Fantasie entsprungen ist. Aber was ich von dir verlange, falls du dich für das Lesen meiner Zeilen entscheidest, ist die Realität zu vergessen und die Wirklichkeit zu erkennen. *Die Wirklichkeit?*, wirst du dich fragen. *Deine Wahrheit*, würde ich dir antworten. Abseits von dem gelegenen, was tatsächlich passiert ist, plus dem was ich mir einfach ausgedacht, ausgeschmückt und/oder je nach Bedarf ausgedünnt habe, ist alles hier definitiv ein Plagiat. Ich sage das hier in aller Deutlichkeit vorweg, um zukünftigen Anschuldigungen zu entgehen und mein Gewissen zu entlasten. Aber auch oder gerade, weil alles was ich bin und demnach auch alles was hier steht, das Produkt dessen ist, was ich gelesen habe. Eigentlich, wenn man es genau nimmt, habe ich keine einzige Eigenleistung vollbracht. Ich habe Worte, die mir gefallen, aus Büchern gesammelt, die mir ebenso gefallen haben. Ich habe Sätze markiert und Textstellen angestrichen, um sie in jeglicher

Lebenslage, die nach einer schnellen Problemlösung schrie, im Handumdrehen wiederfinden zu können. Seiten habe ich mit Eselsohren gekränkt, aus purem Eigensinn. Literarischer Egoismus. Denn nicht nur das Schreiben ist heilsam. Vorweg muss etwas stattfinden, was ich mal ganz pauschal *Erkenntnis* nennen will. Das Lesen zeigt dir deine schwarzen Löcher auf, die du dann mit deiner eigenen Schreibe stopfen musst. Eine Lebensaufgabe. Dies hier ist ein erster Ansatz, weil sonst kein Weiterkommen möglich ist. Schlicht das Resümee meiner Bibliografie. Ein Versuch.